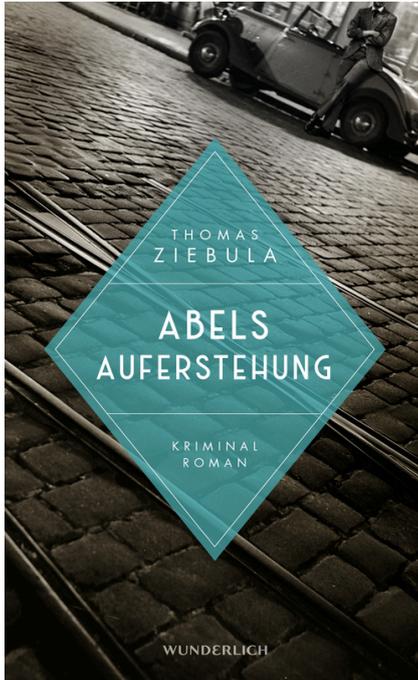


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-8052-0060-8

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Thomas Ziebula

Abels Auferstehung

Kriminalroman

Wunderlich

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, Februar 2021

Copyright © 2021 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Karte Vorsatz © Peter Palm, Berlin

Satz aus der Minion Regular

Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-8052-0060-8

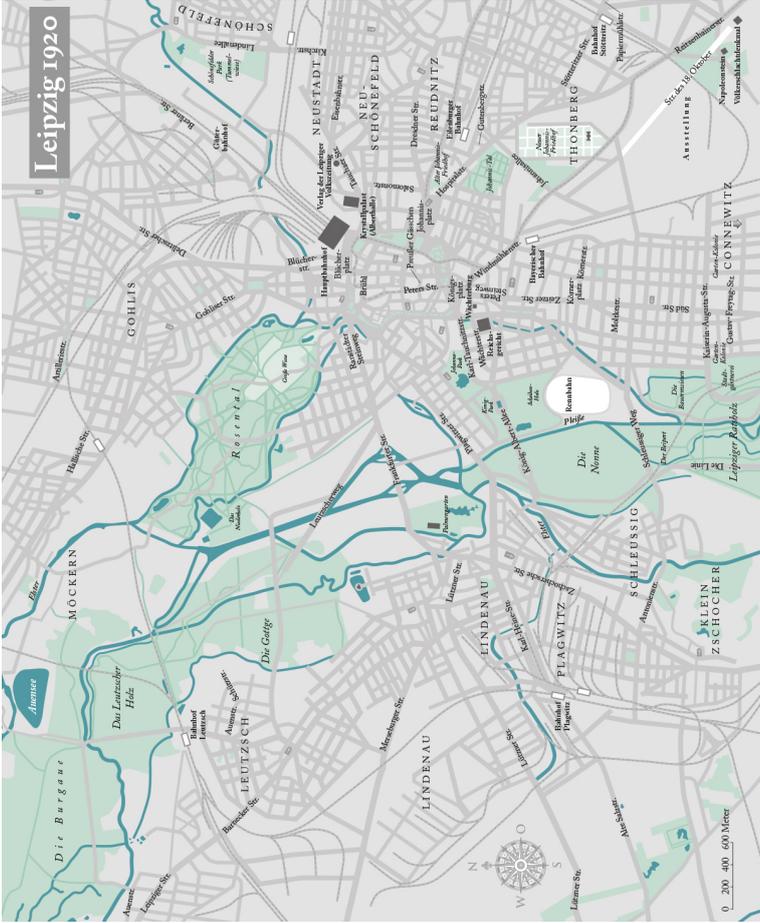
Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de



Für Gertrud Senfleben

Man sieht nur, was man weiß.
Johann Wolfgang von Goethe



Prolog

Die Luft dröhnte vom Stürzen der Wassermassen; er verstand kaum sein eigenes Wort, geschweige denn das der anderen. Die Bohlen der Aussichtsplattform waren feucht und glitschig, Eiszapfen hingen an der alten Balustrade. Weil das Holz sich nasskalt anfühlte, nahm er die Hände von der Brüstung und versuchte, sie an seinem zerschlissenen Uniformmantel trocken zu reiben, doch auch der war schon klamm von der Gischt, die aus dem Sturzbecken des Wasserfalls aufstieg und sich in einer lichten Wolke aus gefrorenen Kristallen auf Felsen, Bäume und Plattform senkte. Fröstelnd zog er die Schultern hoch und steckte die Hände in die Manteltaschen.

Etwas würde geschehen, doch nur der Andere wusste es schon.

Für einen kurzen Moment übertönte plötzlich Gelächter das allgegenwärtige Rauschen, so schrill, dass er sich erschrocken umwandte: In Pelzmäntel gehüllte Menschen verschwanden zwischen den kahlen Büschen und Bäumen, um auf den Serpentinpfad zurückzukehren, der zum Schloss hinaufführte.

Nun waren sie beide allein auf der Aussichtsplattform – er und der Andere.

Die Abenddämmerung verdüsterte längst beide Stromufer und verwandelte ihm die Felsen, die aus dem Wasserfall aufragten, in verkrüppelte und dem Abendhimmel drohende Titanenfäuste. Im erlöschenden Licht des Tages erinnerten ihn die stürzenden Fluten an jene Schneelawine, die er im zweiten Kriegswinter einen riesigen Granattrichter hatte herabrutschen sehen, bevor sie in dem brodelnden, schäumenden Becken aufschlugen, von dem aus sich der Rhein nach Westen wälzte. Dort schien bereits die Nacht anzubrechen.

Das Schauspiel der Naturgewalt faszinierte ihn, und sein Geist tauchte ein in all das Stürzen, Brodeln, Schäumen und Strömen. Was für ein entsetzlicher Anblick, dachte er, und was für ein schöner zugleich. Um sich jede Einzelzeit einprägen zu können, lehnte er sich weit über die feuchte Brüstung.

Unter ihm fiel schroffer, mit kahlem Buschwerk bewachsener Fels steil ab bis an den Rand des Sturzbeckens und in das Gewirbel hinein. Das Donnern der dort unten aufschlagenden Wassermassen beschwor ihm das unablässige Artilleriesfeuer herauf, dem er über nahezu vier Jahre hinweg ausgesetzt und dem er nun ein für alle Mal entronnen war. Schon als sie vorhin die Serpentina zur Aussichtsplattform hinunter- und dem Lärm entgegengelassen waren, hatte er an nichts anderes mehr denken können.

Und wahrhaftig - war nicht wie dieser Wasserfall auch sein Leben gewesen in den vergangenen Jahren? Stürzend, brausend, brüllend, über den Abgrund geworfen, in die Tiefe gerissen? Und würde wie dieser Fluss nicht künftig sein gerettetes Leben sein? Ruhig und stark und breit dahinströmend?

Vielleicht sind wir ja deswegen hierhergefahren, dachte er, damit ich genau das sehe - das schreckliche Stürzen der Wassermassen und ihr friedliches und kraftvolles Dahinströmen danach. Ja, dachte er und war sich nun ganz sicher: Wahrscheinlich, um mir das zu zeigen, hat der Andere diesen Umweg gemacht, damit ich meine Vergangenheit verabschieden und einen Blick voraus in meine Zukunft werfen kann. Mut schöpfe.

Ein seit langem nicht empfundenes Glücksgefühl durchströmte ihn und wühlte sein Gemüt so sehr auf, dass ihm die Tränen in die Augen traten. «Es ist gut, dass du mich hierhergebracht hast!», rief er gegen das Tosen und Donnern an. «Es ist gut, hier zu sein!»

«Ja», antwortete der Andere, «es ist sehr gut.» Oder bildete er sich nur ein, diese Antwort aus dem Gebrüll der aufschlagenden Fluten raunen zu hören?

Auf einmal nahm er stoßweises Atmen und eine unerwartete Bewegung hinter sich wahr. Bevor er sich umdrehen konnte, schloss sich etwas jäh und mit eisernem Griff um seine Knöchel, riss ihm die Beine nach hinten weg, sodass er kopfüber bis zum Bauch nach vorn über die Brüstung rutschte und durch die Balustrade hindurch Mantelsaum und Stiefel des Anderen sehen konnte. Der stemmte ihn mit erbarmungsloser Kraft nach vorn, Mantelknopf für Mantelknopf rutschte er über das feuchte Holz weiter nach unten.

Wie eine Stichflamme loderte ihm Panik durch jede Faser seines Körpers, und er befreite die Hände aus den Taschen, langte hinter und über sich, um nach der Brüstung zu greifen und sich daran festzuhalten, doch der Andere stieß ihn blitzschnell und sehr hart nach vorn, ließ dann seine Knöchel los und beraubte ihn so seines letzten Halts - kopfüber stürzte er auf den Felsrücken unterhalb der Aussichtsplattform zwischen kahles Buschwerk und verkrüppelte Bäume.

Er schlug auf, rutschte durch winterliches Gehölz, nasses Gras und über Geröll, rutschte schneller und schneller und stürzte auf einmal wieder im freien Fall. Im Sturz breitete er die Arme aus und griff nach allem, was seinen Körper streifte und Halt verhieß - nach vereistem Geäst, Baumstrünken, Grasbüscheln, Felsvorsprüngen. Und alles, alles entglitt seinen Fingern.

Es würde geschehen - die Erkenntnis durchfuhr ihn wie Eishauch: Nichts konnte sein Fallen mehr aufhalten, und er würde unweigerlich dort unten ins schäumende Brodeln eintauchen und versinken. Diese Einsicht löschte die Flamme der Panik aus, und von einem Augenblick auf den anderen erfüllte ihn eine überirdische Ruhe. Er

kapitulierte, er ließ los, er ergab sich in sein Schicksal, er stürzte nicht mehr - er ließ sich fallen.

Im selben Augenblick geschah etwas Seltsames, völlig Unverhofftes: Er schwebte plötzlich über den Baracken des Gefangenenlagers, flog einen Moment später durch das Niemandsland zwischen den feindlichen Linien, hinweg über englische Geschützbatterien und zurück zu jenem Waggon, der ihn fort aus seiner Stadt und nach Westen zur Front gebracht hatte; er flog zurück in die Arme der geliebten Frau, die ihn mit Abschiedsküssen überhäufte, zurück in eine berauschte Hochzeitsgesellschaft, zurück vor den Traualtar in der Paulinerkirche, zurück, zurück, zurück: in sein Atelier in Reudnitz, in seine vollgestopfte Mansarde über der Innenstadt, in die Kunsthochschule, in die Klassenräume des Gymnasiums, auf den Schoß der Mutter, an ihre Brust.

«Mutter!», schrie er, «Mutter!», und mit diesem Schrei in der Kehle schlug er knapp über dem Sturzbecken auf einer Felsnase auf, rutschte halb betäubt ab, tauchte in die eisige Kälte des schäumenden Tohuwabohus ein.

Und versank für immer in dunklem Nichts.

I Der Maler

1

Geständnis

Leipzig, 1. März 1920

Was soll ich tun? Kann ich überhaupt noch etwas tun? Fest steht doch Folgendes: Das Spiel ist aus, und ich habe es verloren.

Das <Spiel>? Welch harmloses Wort – es ist kein Spiel, in das ich mich da verstrickt habe, es ist eine todernste Angelegenheit.

Wie auch immer: Mir bleibt nur eine Möglichkeit, das sehe ich jetzt mit schmerzhafter Klarheit. Doch zuvor muss ich reinen Tisch machen. Hier also mein Geständnis: Ich habe getötet.

Nicht aus Versehen, nicht einmal im Affekt, sondern ganz bewusst und geplant. Nennen Juristen das unter diesen Vorzeichen noch töten? Nein, sie nennen es morden.

Nun denn – dann will ich mich um juristische Präzision bemühen und beim Namen nennen, was ich getan habe: Ich habe gemordet, ganz bewusst und geplant gemordet, und das sogar mehr als nur einmal.

Ich erschrecke vor mir selbst, während ich diese Sätze aufschreibe.

Ist es denn wirklich wahr?

Bin wirklich ich das gewesen, der diese Menschen ermordet hat? Und warum?

Aus einem ganz einfachen Grund: um mein Leben zu retten. Oder vielmehr: um den Traum von meinem Leben zu retten.

Was ich hier niederschreibe, liest sich monströs. Doch es wird noch monströser, denn dies ist erst der Anfang meines Geständnisses. Morden nämlich, töten, kann man nicht einfach so, man muss es lernen.

Einige Grundregeln und Techniken sind mir bereits bekannt gewesen – durch den Krieg. Doch einen französischen oder englischen Soldaten abzuwehren und zu töten, der dich angreift, um dein Leben auszulöschen, dich in der Feldschlacht zu wehren, ist etwas ganz anderes, als einen friedlichen und nichtsahnenden Menschen zu ermorden. Insofern habe ich das Töten noch einmal ganz neu lernen müssen.

Zu diesem Zweck habe ich getan, was alle Lernenden tun: Ich habe geübt.

Zunächst an einer Schneiderpuppe. Mit ihr bin ich nach Kitzscher zur Ruine der Schlosses Thierbach gefahren, wohin sich im Winter kein Mensch verirrt, schon gar nicht vor Sonnenaufgang. Im oberen Turmgeschoss habe ich der Puppe einen alten Uniformmantel umgehängt und sie gegen die Fensterbrüstung gelehnt, sodass sie aussah wie einer, der in die Morgendämmerung hinauschaute. Selbstverständlich hatte ich vorher sorgfältig studiert, wo ich zuzupacken habe, um sie mit möglichst wenig Kraftaufwand über die Brüstung stürzen zu können – ganz unten am Dreifuß.

Wieder und wieder habe ich die Puppe hinaufgetragen und hinabgestoßen; bis sie unter dem Turmfenster im Wurzelgeflecht eines Baumes zerbrochen ist.

Eine vergleichsweise leichte Übung, denn bei ihr ist es ja nur um den mechanischen Ablauf des Tötens gegangen. Die eigentliche Schwierigkeit des Tötens besteht ja darin, die gründlich eingewurzelte Hemmung zu überwinden, einem anderen Menschen das Leben zu rauben. Wie leicht diese zu überwinden ist – viel leichter, als man gemeinhin zu glauben geneigt ist –, hat der hinter uns liegende Krieg bewiesen. Doch ich war überrascht, wie leicht es mir auch fernab jeder Kriegshandlung gefallen ist, die moralische Hemmung in meiner Seele zu bezwingen.

Auch das habe ich aufs Neue geübt – allerdings nur einmal, dafür an einem lebenden Wesen: an einem Hund. Um es mir so schwer und damit die Übung so realistisch wie möglich zu machen, habe ich einen gewählt, an dem ich hing.

Schon der Tritt, den ich ihm versetzen musste, um ihn in den vollgelaufenen Tagebaukrater zu befördern, hat mich geschmerzt und Überwindung gekostet. Doch das war ja der Sinn der Übung: meine Fähigkeit zu trainieren, anerzogene moralische Fesseln zu sprengen, ja, diese Fähigkeit zugleich zu ergründen: Ein Geschöpf in den Tod zu stürzen – schaffe ich das überhaupt?

Weiß Gott – ich habe es geschafft. Wieder und wieder.

2

Anfang vom Ende

Ihr Untergang begann im Grunde schon am späten Nachmittag des 12. Februars, ein Donnerstag, kurz bevor sie sich auf den Weg zum Duell machte: Ernst Tanner, der stellvertretende Chefredakteur, stand im Gang vor dem Konferenzsaal und wedelte mit einer Handvoll Kuverts. «Leserbriefe, Leni!»

Sie drückte ihre Bürotür zu und runzelte genervt die Brauen. In der Miene ihres Chefs las sie, dass diese Briefe ihr besser nicht gleichgültig sein sollten, also ließ sie die Klinke los und ging auf ihn zu statt zur Treppe. Die Absätze ihrer Stöckelschuhe knallten auf die Fliesen, dass es nur so hallte.

«Hab sie schon gelesen, betreffen mal wieder ausschließlich Texte von dir.» Tanner reichte ihr den Stapel, ohne ihn jedoch gleich loszulassen, als sie danach griff. «Ich habe nichts gegen deine scharfe Zunge, Leni, das weißt du. Du weißt aber auch, dass die Rechten jede Ausgabe nach Verbotgründen durchforsten.» Er beugte sich zu ihr und senkte die Stimme. «Der Bürgermeister hat Block wegen deiner jüngsten Artikel vorgeladen, die Militärverwaltung macht ihm wohl Druck. Und das Polizeiamt hat per Fernsprecher Mäßigung gefordert und droht mit einem neuerlichen Verbotsantrag.»

«Das Polizeiamt? Wer genau?»

«Kriminalrat Dr. Kasimir.»

Sie verdrehte die Augen. «Dieser Idiot schon wieder. Gib endlich her!» Sie nahm ihm die geöffneten Kuverts ab und las die Schriftzüge auf dem ersten: *An die Redaktion der Leipziger Volkszeitung, z. H. v. Frau Marlene Wagner, Tauchaer Straße 19-21, Leipzig, Deutsches Reich.*

«‹Zu meinen Händen› – kannst du nicht lesen, Ernst?» Sie blitzte ihren Chef an. «Was fällt dir ein, meine Briefe zu öffnen?»

«Mach kein Theater, Leni! Habe nur ‹an die Redaktion› gelesen und dann gleich geöffnet. Ein Reflex; kommt schon mal vor, oder?»

«Wie man sieht.» Sie zählte die Kuverts durch. «Und das gleich viermal. Außerdem heiße ich Marlene.» Sie zog ein Telegramm aus dem Stapel. «Was ist das hier?»

«Ein Telegramm, siehst du doch. Kam vorhin. Hab gerade am Fernsprecher gehangen, deswegen kriegst du’s erst jetzt. Und wann krieg ich die Geschichte über die Studentenverbindungen, Mar-le-ne?» Er betonte jede Silbe ihres Namens.

«Morgen.» Marlene Wagner steckte die Briefe in ihre Handtasche. «Schönen Feierabend gelegentlich.»

Sie wandte sich ab und ging zur Treppe. Im vergangenen Sommer war sie ein paarmal mit Tanner im Bett gewesen, doch als er Blocks Stellvertreter wurde und anfing, sie wie eine kleine Volontärin zu behandeln, hatte sie damit Schluss gemacht.

«Ich brauche den Text spätestens morgen Mittag!», rief er ihr hinterher. «Du weißt, dass ich ihn für die Sonnabendausgabe eingeplant habe!»

«Ich tu mein Bestes, Ernst!» Schon stöckelte sie die Stufen hinunter, wobei sie das Telegramm überflog. Es stammte von einem Kollegen aus Basel; oder nein: Lampert war mehr als nur ein Kollege, eigentlich war er schon beinahe ein guter Freund. Außerdem ihr Geliebter.

Sie blieb mitten auf der Treppe stehen und erlebte, während sie die kargen Sätze las: *Wasserleiche aus Rhein gezogen* – Stopp – *deutscher Soldat* – Stopp – *Leipziger?* – Stopp – *ruf mich an* – Stopp – *L.J.*

Ihre Knie waren auf einmal weich. Langsamer ging sie weiter; als fürchtete sie zu stolpern, stieg sie die restlichen Stufen ins Erdgeschoss hinunter. Draußen schnappte sie erst einmal nach Luft.

Ein toter Soldat im Rhein? Warum telegraphierte Lampert ihr das? Glaubte er etwa ...? Sie wagte nicht zu denken, was die Angst ihr einflüstern wollte, spürte aber, wie ihr das Herz plötzlich in der Kehle schlug und ihr Mund trocken wurde.

Die Elektrische stoppte, die Zwei nach Plagwitz. Sie hätte nicht einsteigen müssen, doch tat es und fuhr eine Haltestelle weit; einfach nur, um sich irgendwo hinsetzen und den Schrecken verdauen zu können.

Während der Triebwagen in Richtung Hauptbahnhof rasselte, las sie noch einmal das Telegramm. Es blieb dabei: Irgendjemand hatte irgendwo bei Basel einen toten deutschen Soldaten aus dem Rhein gezogen, und aus irgendeinem Grund wollte Lampert, dass sie davon erfuhr. Was konnte das anderes heißen, als dass es sich bei dem Toten um Roland handelte? Wenn es aber tatsächlich Roland war, warum telegraphierte Lampert dann nicht: *Man hat deinen Bruder ertrunken aus dem Rhein gezogen?*

Sie ließ das Telegramm sinken und starrte zum Bahnfenster hinaus. Die Fassade des *Krystallpalastes* rückte in ihr Blickfeld, die Bahn hielt. Marlene stieg aus, lief ein Stück die Tauchaer Straße zurück und in die Mittelstraße hinein. Die Angst um Roland beschlagnahmte sie so gründlich, dass sie die entgegenkommenden Passanten kaum wahrnahm, auch die Soldaten nicht, die ihr hinterherpiffen.

In der Mittelstraße Nummer 11 stieg sie die Vortreppe zu einem Lokal hinauf. *Bei Ella* hieß die Kneipe, Stammlokal vieler Kollegen aus der *Leipziger Volkszeitung*. Hier wollte man sie zum Duell abholen, irgend-

wann gegen sechs, zur *Mensur*, wie ihr Kontaktmann von der philosophischen Fakultät sich ausgedrückt hatte.

An der Theke schlürfte ein Kollege aus der Anzeigenabteilung sein Feierabendbier, am Tisch neben der Garderobe blickten eine Kollegin und zwei Sekretärinnen aus der Kulturredaktion auf, grüßten und steckten wieder die Köpfe zusammen. Am Nebentisch klopfen zwei Setzer und ein Kraftdroschkenchauffeur Skat.

«Hast du noch ein bisschen was Warmes, Ella?», fragte Marlene die kleine grauhaarige und etwas stämmige Frau hinter der Theke nach der Begrüßung. «Hab seit dem Frühstück nichts mehr gegessen. Eine Suppe würde mir schon reichen.» Sie hängte den dunkelgrauen Mantel an die Garderobe und knöpfte die lange Strickjacke auf, die sie über dem schwarzen Wollkleid trug.

Ella drückte ihre Zigarette aus. «Für dich habe ich doch noch immer was in der Küche gefunden, Rotkäppchen.» Sie sächselte stark, und ihre Stimme klang rau und dennoch mütterlich zärtlich. Marlene liebte die Wirtin. Seit dem Tod ihrer Eltern vor zwei Jahren kam sie mindestens dreimal die Woche hierher zu Ella.

«Und mach mir einen Kaffee, ja? Und einen Cognac könnte ich auch brauchen.» Marlene setzte sich an einen freien Fenstertisch. Während sie ihre Zigaretten und die Kuverts aus der Tasche holte, verschwand Ella in der Küche. Jeden ihrer Stammgäste, den sie besonders gern bei sich sah, pflegte die Wirtin irgendwann mit einem Spitznamen zu adeln. *Rotkäppchen* passte eigentlich nicht zu Marlene, denn sie war groß, stark gebaut und berüchtigt für ihr resolutes Auftreten. Doch ihr dichter kupferroter Lockenschopf, der ihr knapp unterhalb der Ohren vom Kopf abstand wie der Rand einer Sturmhaube, hatte ihr diesen Namen eingebracht. Und vermutlich Elias Beobachtung, dass sie spätabends mit unterschiedli-

chen Männern die Kneipe verließ, und das, nach Ellas Geschmack, ein wenig zu oft.

Marlene schielte nach Ellas Fernsprecher, der an der Wand über der Schmalseite der Theke hing, während sie in ihrer Tasche nach Lamperts Nummer kramte. Sie fand sie, legte sie bereit und überflog dann die Leserbriefe. Lauter tadelnde Zeilen hatte sie sich wieder eingehandelt, üble Beschimpfungen teilweise sogar:

Für ihre harsche Kritik an der Stadtverwaltung und der *Großen Leipziger Straßenbahn*, weil nun auch die letzten Frauen entlassen werden sollten, die noch als Schaffnerinnen und Fahrerinnen arbeiteten.

Für ihren schwarz auf weiß gedruckten Verdacht, dass die Polizei jenen einarmigen Offizier, der für das schreckliche Blutbad in Gohlis verantwortlich war, bewusst in die Pleiße und den Tod gejagt hatte, damit er nicht mehr gegen seine Auftraggeber in der Schwarzen Reichswehr aussagen konnte.

Dafür, dass sie jene Reichsheersoldaten *arme Teufel* genannt hatte, die vor knapp zwei Wochen im Badischen Bahnhof zu Basel aus einem Zug gestiegen waren, der sie aus der französischen Kriegsgefangenschaft gebracht hatte. *Arme Teufel, deren beste Jahre Regierung und Kaiser in einem sinnlosen Angriffskrieg verheizt haben*. Genau das hatte Marlene geschrieben, und genau das würde sie jederzeit wieder schreiben. *Vaterlandsverräterin* war noch das gelindeste Schimpfwort, das sie nun lesen musste.

Ihr Chef hatte sie nach Basel geschickt, worum sie ihn zwei Tage lang hatte anbetteln müssen. Sie hatte um jeden Preis über die Heimkehrer schreiben wollen, denn einer dieser «armen Teufel» hätte eigentlich ihr Bruder sein sollen.

In seinem letzten Brief aus einem Gefangenenlager bei Metz hatte er jedenfalls angekündigt, dass man ihn

Ende Januar in ebenjenem offiziellen Gefangenentransport über die Grenze bringen würde. Doch am 31. Januar hatte Marlene unter ihrem großen Pappschild mit Rolands Namen vergeblich zwischen den Zigtausenden, die im Badischen Bahnhof aus dem Zug gestiegen waren, nach ihm Ausschau gehalten.

Und jetzt sollte man ihn tot aus dem Rhein gefischt haben? Marlene konnte es nicht glauben; sie wollte es nicht glauben.

Der schärfste Leserbrief war von jenem Kriminalrat, dessen Anruf beim Chefredakteur Tanner erwähnt hatte: Dr. August Kasimir vom Polizeiamt in der Wächterstraße. Noch einmal nahm sie ihn zur Hand. Kasimir schrieb, er verwehre sich aufs Energischste gegen den Vorwurf, seine Behörde lasse Verdächtige ertrinken, um Zeugen gegen eine angebliche Schwarze Reichswehr zu beseitigen.

Außerdem protestierte er mit vielen Worten gegen Marlenes Darstellung, Kaiser und Regierung hätten einen sinnlosen Angriffskrieg geführt und deutsche Männer verheizt. *Diese infame Lüge*, so Kasimir, *wird Folgen haben*, und er habe die politische Abteilung des Polizeiamtes angewiesen, sich mit der Militärverwaltung in Verbindung zu setzen, um ein erneutes Verbot der *Leipziger Volkszeitung* wegen Volksverhetzung und Aufstachelung zum Klassenhass vorzuschlagen.

Marlene musste tief durchatmen, während sie den Brief zusammenfaltete und wieder ins Kuvert steckte. Tanner hatte recht: Sie musste vorsichtiger sein - als Journalist eines linken Blattes stand man immer mit einem Bein im Gefängnis.

Zum Glück war sie mit dem Chefredakteur Hans Block und seinen Stellvertretern einer Meinung, was die Beurteilung der deutschen Kriegsschuld betraf. Allerdings nicht mit der Führung der Mehrheits-SPD, die das

Reich regierte und immer noch mit der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei um die Macht in den Redaktionsstuben der *Leipziger Volkszeitung* kämpfte. Mit ein wenig Pech würde Kasimirs Protest nicht nur Folgen für Marlene, sondern für die ganze Zeitung haben. Seit der Novemberrevolution 1918 hatte General Maercker, der Chef der Militärverwaltung, die *Leipziger Volkszeitung* immer wieder für einige Tage oder mehrere Wochen verboten; vermehrt, seit er im Mai letzten Jahres den Ausnahmezustand über die Stadt verhängt hatte.

Ella kam mit Kaffee und Cognac an ihren Tisch. «Die Erbsensuppe braucht noch ein paar Minuten. Hast du Kummer, dass du jetzt schon den ersten Cognac brauchst, Rotkäppchen?»

Marlene nickte. «Erzähle ich dir später. Kann ich deinen Fernsprecher benutzen? Ich bezahle natürlich.»

«Du bist schon die Siebte heute.» Ella rümpfte die Nase. «Gestern waren es mindestens zehn von der LVZ, die bei mir telefoniert haben. Hans soll gefälligst dafür sorgen, dass seine Zeitung mir den Anschluss bezahlt, sag ihm das.» Mit einer Kopfbewegung deutete sie auf den Fernsprecher. «Geh schon.»

«Danke, Ella. Richte ich Block aus. Bis er reagiert, knöpf den Kollegen, die hier berufliche Ferngespräche führen, ordentlich was ab.» Sie zeigte ihr das Telegramm und zog eine Zigarette aus der Schachtel. «Ich muss privat telefonieren, und das sehr dringend.»

Während Ella das Telegramm las, ging Marlene zum Fernsprechapparat. Sie wählte die 90, die Nummer der Telefonzentrale im Neuen Rathaus, meldete ein Ferngespräch in die Schweiz an und gab Lamperts Basler Nummer durch. Während das Mädchen in der Zentrale die Verbindung herstellte, zündete Marlene sich die Zigarette an. Bereits nach zwei Zügen hörte sie Lamperts hohe Stimme in der Leitung. «Jäggi, Basler Nachrichten.»

«Ich bin's, Lampert. Hab dein Telegramm gekriegt.»
Sie schluckte und flüsterte dann: «Ist es Roland?»

«Ich kenne nur ein einziges Foto von deinem Bruder, Leni, und der Tote in der Gerichtsmedizin hat kaum noch Gesicht.»

«Kaum noch Gesicht ...?» Sie musste schon wieder schlucken. «Doch es gibt Anhaltspunkte dafür, dass er Leipziger ist?»

«Sein Zigarettenetui. Stammt wohl von einer Leipziger Firma. Luxusware: Leder in Goldfassung.»

«So was hat Roland nie besessen!», entfuhr es ihr, die Erleichterung löste ihr die Stimme.

«Weißt du das so genau?»

«Natürlich! Er hat nicht mal geraucht.»

«Du hast ihn lange nicht gesehen, Marlene.»

Die erste Erleichterung verflog schon wieder, denn Marlene musste einsehen, dass er recht hatte. «Und selbst wenn – deswegen muss der Tote doch kein Leipziger sein», wandte sie kleinlaut ein. «In anderen Städten werden doch auch Leipziger Luxuswaren verkauft.»

«Schon wahr, Leni. Am besten, du kommst so schnell wie möglich selbst her. Zwei Tage kann mein Schwager die Bestattung der Leiche noch aufschieben.» Lamperts Schwager war Gerichtsmediziner bei der Basler Polizei.

«Zwei Tage?» Das Duell ging ihr durch den Kopf – bis morgen Abend musste die Geschichte auf Tanners Schreibtisch liegen. Würde er ihr überhaupt Urlaub bewilligen? Er würde es müssen, schließlich ging es um ihren Bruder.

Kurz kam ihr der Gedanke, Lampert könnte den Leichenfund vorschieben, um sie nach Basel zu locken. Er war ihr verfallen, das wusste sie genau, und er würde sie auf der Stelle heiraten, wenn sie wollte. Doch ein Spiel mit derart ernsten Umständen traute sie ihm nicht zu – er wusste, wie sehr sie an Roland hing.

Nach dem Tod der Eltern und einiger weiterer Verwandter im Verlauf der Spanischen Grippe war ihre Familie auf einen Onkel, eine Großnichte und eine Tante geschrumpft. Abgesehen von Roland; seine Braut rechnete Marlene noch nicht zur Familie.

«Morgen Abend bin ich bei dir», sagte sie schließlich. «Hol mich vom Bahnhof ab. Ich schlaf bei dir.»

«Ich sag meinem Schwager Bescheid. Bis morgen.»

Sie stetzte wie über dünnes Eis, als sie zu ihrem Tisch zurückkehrte. Dort kramte sie ein Markstück aus ihrer Handtasche und legte es für Ella an den Rand des Tisches. Danach leerte sie das Cognacglas. Ob sie Marianne Bescheid sagen sollte, Rolands Braut?

Ihre Gedanken fuhren Karussell. Roland im Rhein ertrunken? Absurd! Er war nicht im Zug gewesen, daran gab es doch keinen Zweifel, und sollten sie sich am Badischen Bahnhof dennoch verfehlt haben, hätte er den nächsten Zug nach Norden genommen. Außerdem: Einer wie Roland ging doch nicht ins Wasser!

Andererseits - wusste sie denn, was Krieg und Gefangenschaft aus ihrem Bruder gemacht hatten? Seine Briefe waren seltsam düster gewesen zuletzt, und man hörte schlimme Geschichten. Und hatte sie vor zwei Wochen nicht mit eigenen Augen die menschlichen Wracks aus dem Zug steigen sehen?

«Guten Appetit.» Ella brachte die Erbsensuppe und setzte sich zu ihr. «Was ist los, Rotkäppchen? Was hat das Telegramm zu bedeuten?» Marlene erzählte es ihr, doch Ella, die Roland gut kannte, schüttelte nur den Kopf. «Es ist nicht dein Bruder, den sie da gefunden haben - schlag dir diese dumme Idee aus dem Hirn.» Sie stand auf. «Einer wie Roland tut sich nichts an, also spar dir diese Reise. Und mach bloß Marianne nicht verrückt. Er kommt zurück. Bald.»

«Dein Wort in Gottes Ohr», seufzte Marlene. Während im Aschenbecher ihre Zigarette herunterbrannte, löffelte sie die Erbsensuppe. Sich Ella anvertraut zu haben, linderte ihre Anspannung ein wenig.

Die Geschichte über die schlagende Verbindung und die Mensur konnte sie nicht mehr abblasen. Wollte sie auch nicht mehr abblasen, denn sie war froh, zur Abwechslung einmal über etwas politisch Unverfängliches berichten zu können. Doch sie würde den Artikel heute Nacht schreiben müssen. Gleichgültig – schlafen konnte sie im Zug nach Basel.

Vor den Fenstern dämmerte es bereits. Motorengedonner eines Krafrades näherte sich draußen, ebte ab und stotterte noch ein bisschen vor der Kneipe herum, bis es endlich verstummte. Kurz darauf betrat ein Paar die Kneipe – er groß, breitschultrig, Anfang dreißig, in schwarzem Ledermantel und mit dunklem Stahlhelm; sie in langem schwarzem Pelzmantel über ebenfalls schwarzem Kleid und Stöckelschuhen.

Marlene erkannte sie: eine Kollegin aus der Stadtreaktion; eine, die Rosa Luxemburg nahegestanden hatte und seit ihrem Tod Trauer trug. Stand ihr gut. Den Mann hatte Marlene noch nie an ihrer Seite gesehen. Auch bei Ella nicht. Waren die beiden überhaupt ein Paar? Vielleicht waren sie ja zufällig zur gleichen Zeit hier angekommen.

Nur ein paar Minuten vergingen, bis sie den Krafradfahrer kennenlernte. Nachdem er sich nämlich den Helm abgeschnallt und bei einem Korn und einem Bier flüchtig umgeschaut hatte, kam er zu ihr an den Tisch. «Marlene Wagner?» Sie nickte. «Lusatia gegen Saxo-Bavaria», raunte er. «Und ich bin Ihr Chauffeur, Fräulein.»

Lusatia und Saxo-Bavaria – so hießen die Studentenverbindungen der beiden Fechter, die sich heute duel-

lieren wollten, und es war zugleich die Parole, an der sie laut Kontaktmann ihren Chauffeur erkennen sollte.

«Marlene Wagner», murmelte sie. «*Leipziger Volkszeitung*.»

«Sieht man Ihnen an, Fräulein. Die Branche, nicht den Namen. Carl Thorwald.» Der große Kerl grinste und streckte ihr die Rechte hin. Marlene drückte sie und betrachtete die hässliche Narbe, die seine linke Wange entstellte. «Carl mit C», fügte er hinzu. Marlene nickte höflich. «Ihr linken Schreiber dürft jetzt also doch wieder in die Tasten hauen.» Carl mit C spielte auf das jüngste Verbot der *Leipziger Volkszeitung* an.

«Zum Glück», antwortete Marlene unverbindlich.

Ein paar Minuten später stieg sie in den Beiwagen seines Kraftradgespanns. Thorwald reichte ihr eine Schutzbrille, so schwarz, dass sie nicht hindurchsehen konnte, als sie das Ding über die Augen zog. Sofort streifte sie es wieder ab.

«Aufsetzen!», befahl er barsch, während er sein Kraft-
rad antrat, und jetzt erst nahm Marlene den Totenkopf wahr, der handtellergroß vorn auf seinem Helm prangte. «Es ist vereinbart, dass Sie nicht zu wissen brauchen, wo wir hinfahren.»

«Weiß schon, doch ich zieh das Ding erst nach dem Hauptbahnhof auf. Dort halten Sie bitte, ich muss mir eine Zugverbindung heraussuchen lassen. Dauert nicht lang.» Sie band sich ein Tuch um den Kopf, knöpfte sich den Mantel bis obenhin zu und blickte stur geradeaus.

Thorwald begriff, dass Widerspruch zwecklos war, und fuhr los. An der Tauchaer Straße flammten die Gaslaternen auf.

3 Nach Hause

Die Welt kam ihm merkwürdig vor an diesem Abend – fremdartig, ablehnend sogar; als wollte sie nichts mit ihm zu tun haben. Er musste nach Hause, unbedingt nach Hause, und er hatte sich verlaufen.

Das lag womöglich daran, dass er am Vormittag vom Friedhof aus noch einige Umwege genommen hatte. Zunächst ins Polizeiamt in der Wächterstraße und von dort aus dann ins Preußergäßchen in eine Kneipe, deren Name ihm momentan nicht mehr einfallen wollte.

«Zum Zillertal», half er sich selbst auf die Sprünge und stand still, damit zwei Passanten und ihr Hund ihm gefahrlos ausweichen konnten.

Von dort aus hatten die Kollegen unbedingt noch einen Abstecher in die *Lustige Witwe* und in die *Gute Quelle* machen wollen. Und Bruno Schilling, der Hausmeister, hatte darauf bestanden, auch noch das *Café Reichspost* zu beehren, weil es sich dort doch so überaus angemessen auf die Vergangenheit und die Toten anstoßen ließ.

Die Welt kam ihm besonders dunkel vor an diesem Abend, und vor allem schwankte der Leipziger Asphalt unter ihm, und um ihn herum drehten sich Häuser, Gaslaternen, Automobile, Radfahrer, Fuhrwerke und elektrische Droschken.

Er stürzte zu einem Laternenpfahl und hielt ihn fest, weil er den bestimmten Eindruck hatte, die Gaslaterne könne umfallen ohne seine Unterstützung. Und wirklich – er kam keinen Augenblick zu früh: Die zuvor schwankende Laterne stand wieder still, und die Gefahr ihres Umsturzes war gebannt, jedenfalls für den Moment.

Allerdings misslang ihm der Versuch, die Gaslaterne wieder sich selbst zu überlassen. Aus irgendeinem Grund nämlich wollte sie ihn keinesfalls weitergehen lassen, weiter nach Hause. «Hören Sie mir zu, Gnädigste», sagte er, und das mit doch recht klarer Artikulation, wie er fand. «Ihr Verhalten entbehrt jeder Pietät. Wissen Sie nicht, dass ich von einer Beerdigung komme? Lassen Sie mich sofort los!»

Die Laterne wusste es nicht, jedenfalls reagierte sie nicht entsprechend. Das erschien ihm unhöflich, ja grausam, denn immerhin kam er von der Beerdigung seiner eigenen Frau, doch der Laterne das mitzuteilen, erschien ihm unter seiner Würde. Also ging er zum Angriff über.

«Ich werde jetzt meinen Heimweg fortsetzen, Gnädigste, und Sie werden mich nicht daran hindern. Nur damit wir uns verstehen.»

Als er am Laternenpfahl entlang hinauf in den Abendhimmel blickte, sah er die Sichel des Mondes, ein alter Vertrauter, und in diesem Moment erinnerte er sich dunkel, dass er seit neustem eine Dachmansarde in der Moltkestraße bewohnte, und zwar gemeinsam mit einer jungen Katze.

Es war ihm jedoch unangenehm, die Laterne nach dem Weg in die Moltkestraße zu fragen, denn er hatte ein wenig Sorge, sich lächerlich zu machen. Davon abgesehen traute er sich durchaus noch zu, auch ohne ihre Hilfe nach Hause zu finden. So viele Biere und Schnäpse hatte er nun auch wieder nicht genossen.

«Hören Sie mir zu, Gnädigste», forderte er sie stattdessen auf, so scharf, dass er vor sich selbst erschrak. «Sie haben mich jetzt lange genug festgehalten.» Mit der Rechten wühlte er seinen Dienstausweis aus der Innentasche seines Mantels und streckte ihn entlang des Laternenpfahls hinauf und der Gaslichtquelle dort oben

entgegen. «Kriminalinspektor Paul Stainer. Ich muss Sie leider verhaften, wenn Sie mich nicht sofort loslassen.»

Die Welt, in der Tat höchst merkwürdig an diesem Abend, stand daraufhin einen Augenblick vollkommen still, doch nur, um im nächsten einen völlig unberechenbaren Richtungswechsel vorzunehmen, und das recht abrupt: Der Laternenpfahl entglitt seiner Hand, er stürzte nach rechts über den Bürgersteig und prallte gegen eine Hausfassade.

«Na also», sagte er, und bückte sich nach seinem Dienstausweis, der seinen Fingern entglitten war, «warum nicht gleich so.» Entlang der Fassade tastete er sich voran, passierte ein Schild mit der Aufschrift *Gustav-Freytag-Straße* und stand irgendwann vor der Hausnummer 12.

«Endlich zu Hause», murmelte er und staunte, wie instinktiv er den Weg gefunden hatte; den Weg hierher in die Gustav-Freytag-Straße 12, wohin er ursprünglich gar nicht aufgebrochen war.

Mühe los gelang es ihm, die nicht abgeschlossene Haustür zu öffnen, doch die Treppen hinauf ins zweite Obergeschoss erschienen ihm anschließend wie eine unendlich steile Leiter. Er verfluchte den trinkfesten Schilling, denn er war die treibende Kraft auf der Tour durch die Kneipen gewesen.

Als er auf Händen und Knien schließlich oben anlangte und den Schalter für das elektrische Licht gefunden hatte, blinzelte er so lange auf das emaillierte Türschild, bis es nur noch geringfügig verschwamm: *Paul & Edith Stainer*.

Jawohl, hier war er zu Hause! Hier hatte er gelebt bis zum August 1914, hier, bei der Frau, die er heute beerdigt hatte. Was interessierten ihn eine Katze und die Mansarde in der Moltkestraße? Hier würde er wieder einziehen, hier gehörte er hin!

Er fummelte einen Schlüsselbund aus der Manteltasche, und dass er gleich den ersten Schlüssel, den er erwischte, ins Türschloss zu stecken vermochte – schon beim ersten Mal –, erschien ihm wie ein kosmischer Beweis: Hier gehörte er hin.

Daran, wie er abgeschlossen hatte, erinnerte er sich später noch, und auch an den großen hageren Mann mit den dunklen Ringen unter den Augen und dem schlohweißen Haar, der ihn aus dem Garderobenspiegel angestaunt hatte; daran, wie er durch Diele und gute Stube ins Schlafzimmer gelangt war, jedoch nicht mehr. Mit Hut, Mantel und in Schuhen sank er ins Bett – nicht in seines, in Ediths. Und exakt dorthin hatte er gewollt. Schon seit August 1914. Schon immer.

Tief sog er ihren Duft ein, wieder und wieder. Er lächelte, er weinte, er stammelte ihren Namen, er kapitulierte. Ein wenig Angst vor dem Einschlafen blieb ihm allerdings, denn er fürchtete sich vor einem der Albträume, die ihn immer dann quälten, wenn er Trost im Alkohol gesucht hatte.

«Du hast eine Fahne, Paul», glaubte er, Ediths Stimme aus der Dunkelheit des Schlafzimmers raunen zu hören.

«Schilling ...» Erst im dritten Anlauf gelang ihm die Antwort: «Schilling ist schuld.»

«Du bist ja vollkommen betrunken, Paul.» Schon wieder Ediths Stimme.

«Da hast du wahrscheinlich recht, mein Schatz», antwortete er.

«Das tut dir nicht gut, Paul», meinte er, sie flüstern zu hören.

«Da hast du wahrscheinlich recht, mein Schatz.» Und dann schlief er ein.

Kein Albtraum plagte ihn in dieser Nacht. Zwar sah er Edith wie tot in einem Automobil mit zerschossener Windschutzscheibe liegen, sah auch das schwarzro-

te Loch in ihrem Kopf, konnte sogar ihr Blut riechen; doch das ängstigte ihn nicht im Geringsten, denn Edith stieß die Wagentür auf, stieg aus, umarmte ihn und hielt ihn fest.

Irgendwann jedoch, in einem anderen Traum, hörte er die Türglocke läuten, und das erschreckte ihn schon ein wenig. Fluchend stand er auf, ging zur Wohnungstür und öffnete: Junghans, der neue Kommissaranwärter, kniete im Treppenhaus vor dem Fußabtreter auf dem Boden. Er schien direkt aus dem *Café Reichspost* zu kommen, denn er war maßlos betrunken und versuchte vergeblich, sich aufzurichten.

«Arbeit, Paul.» Junghans sprach überraschend laut und deutlich. «In der Stadt haben sie einen toten Mann gefunden. Ermordet.»

«Ist mir vollkommen gleichgültig, Sigggi», hörte Stainer sich im Traum antworten, während er Junghans die Wohnungstür vor der Nase zuschlug. «Ich habe genug von all den Toten, hörst du? Ein für alle Mal genug!»

[...]